Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 40

Artikel: Wiedersehen am Defilé

Autor: Beaujon, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644586

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

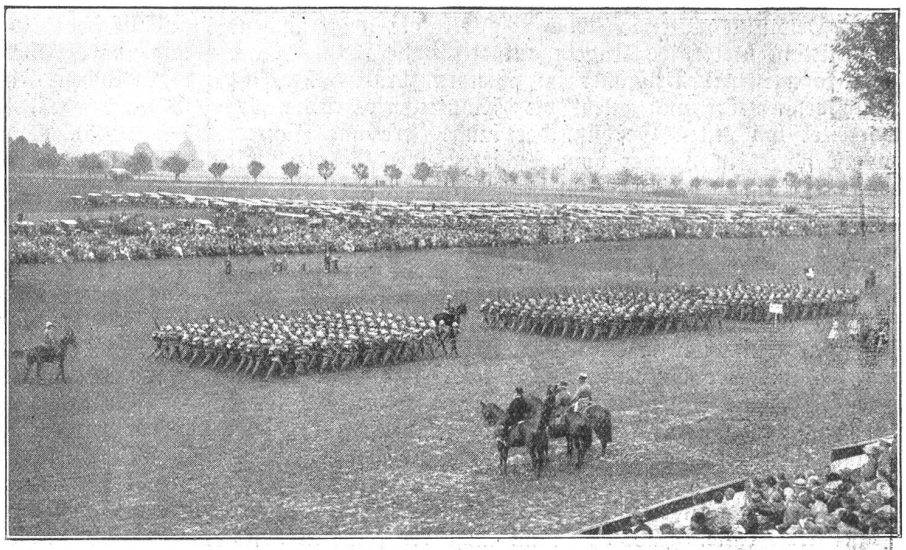
Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einem Male Christus vor ihm. Der Herr fiel auf die Knie, weihte und segnete die Erde, und ehe der Erschrockene sich noch gefaßt, war die Erscheinung schon wieder entschwunden und nur die Abdrücke seiner Knie blieben auf dem Felsen noch zurück. Der also gesegnete Friedhof aber stand bald im Rufe besonderer Heiligkeit und von nah und fern wollten die Gläubigen allda begraben sein. Starb daher einer zu Tarascon, Avignon, Valence, zu Vienne oder einer andern Stadt stromaufwärts, so hüllte man ihn in ein Laken, umwickelte ihn mit Bändern, legte den Leichnam in eine Tonne und übergab ihn solchermaßen den Fluten der Rhone. Das Geld aber, das zu einem feierlichen Begräbnis erforderlich war, wurde im Mund des Toten verborgen. Zu Arles nun, an der Schiffbrücke von Trinquetaille, saß Tag und Nacht ein Wächter, der mit langer Flößerpicke diese Leichenschifflein ans Land zog, worauf die Toten mit großem Gepränge in den Alyscamps begraben wurden.

Einmal aber schwärmten zu Tarascon ein paar halbbetrunkene Soldaten nächtlicherweile der Rhone entlang und als sie einen dieser Leichname nahe dem Ufer stromabwärts treiben sahen, fischten sie ihn mit ihren Lanzen heran und nahmen das Geld, das er im Munde mit sich trug, an sich und stießen den also beraubten Leichnam wieder in den Fluß hinaus. Die Tonne drehte sich jedoch nur halb herum und kehrte wieder ans Ufer zurück; als es nun den erschrockenen Soldaten auch beim dritten und vierten Male nicht gelang, sich des Leichnams zu entledigen, erfaßte sie ein Grausen und eilig legten sie ihm das geraubte Gut wieder in den Mund, worauf das Totenschifflein alsbald stromwärts verschwand ....

Die schönsten der provenzalischen Sagen und Legenden finden wir, in höchster, künstlerischer Vollendung allerdings, in den Werken des großen Provenzalischen Dichters Frederi Mistral, dessen 100. Geburtstag heuer vom ganzen Volke mit Begeisterung gefeiert wird. M. G.



Das Defilé der 3. Division zwischen Wichtrach und Münsingen. (Phot. J. Keller.)

Wiedersehen am Defilé.

Von Ch. Beaujon.

Wenn Sie meinen Flotschi gekannt hätten, den ich im Aktivdienst 1914 mit unendlicher Mühe, aber leider erfolglos, gestriegelt und gebürstet, gewaschen und gewichst habe, Sie wären auch zum Defilé gefahren — meinen Flotschi, den rabenschwarzen, langhaarigen, treuen Kerl, den sie in der ganzen Batterie nur „Boschongs Chuchi-Schümmel" nannten! Seit langem ist der gute Flotschi tot. Er hat aber doch Nachkommen gehabt, trotzdem er nur ein Wallach war. Am Defilé habe ich seinen unförmlichen Kopf, die struppige Mähne, die lieben, braunen Augen, die tellergroßen Hufe, mit denen er in einem Tritt Glunggen von zwei Metern Durchmesser entwässerte, in verschiedenen Auflagen wiedergesehen. Auch das Ebenbild meines Züsi wühlte das schwere Ackerfeld dort am Fuße des Belpberges — Züsi mit dem Steckgringli, das auf dem Wege nach dem Fassungsplatz bei jedem Wirtshaus von der Straße abschwenkte. Da halfen weder Sporren, noch Zügel oder Peitsche. Es „stellte den Kiefel" und kehrte, unbekümmert um meine Proteste, in der „Couronne", im „du Moulin", im „Lion" ein. Und jedes Mal mußte ich unter dem Gelächter der Faßmannschaft absteigen, mich in die Wirtschaft begeben, wieder herauskommen — und dann erst war Züsi zur Weiterfahrt bereit. Als ich abends beim Einrücken dem Leutnant meine Odyssee rapportierte, lachte er den Buckel voll: „Es nimmt mi gar nid Wunder, daß Euch das passiert isch." Am nächsten Tag aber habe ich gelacht, denn der Liechti Gottlieb, den der Leutnant an meiner Stelle mit Züsi zum Fassen kommandiert hatte, kam mit einem Plöderli ins Kantonnement zurück.

Warum ich Federfuchser als Fahrer zur Artillerie kam? Weil ich einmal mit meinem Schulkameraden Piefke hoch zu Droschkengaul, die Gymelermütze keck aufs Ohr gesetzt, die Spitalgasse hinunterritt — bestaunt von leuchtenden Mädchenaugen. Bei der Rekrutenaushebung habe ich dann noch ein bißchen gemogelt und als Beruf „stud. med. vet." angegeben. Piefke ist Offizier geworden, und ich bin Fahrer geblieben, weil ich im rechten Stiefelrohr immer den Wadenkrampf bekam.

* * *

Meinetwegen kann die Bestuhlungs A.-G. türkische Diwane, Polstersessel und Klubber aufstellen, dachte ich, und packte mit einer tüchtigen Portion Sandwiches und Tee auch meine alterprobte, braune Wolldecke in den Rucksack. Und sie hat sich auch diesmal bewährt. Während die meisten Zuschauer am steilen Hang auf einem regennassen Taschentuch schimpfend hin und her rutschten, saß ich bequem und trocken auf meinem Kolumbus-Ei, dessen Fläche von vier Quadratmetern ich als Menschenfreund mit einem ältern Ehepaar teilte. Daß die Dame ihren Regenschirm so über mich spannte, daß das Wasser ununterbrochen mir in den Hals hinunterfloß, habe ich gar nicht nett gefunden — aber, jetzt ertönt der Bernermarsch — dort steht der Kommandant an der Spitze seiner Division und zieht den Säbel — die Sonne bricht durch die jagenden Wolken — — sie chöme! — sie chöme! In imposanten Formationen kommen sie daher — die Radfahrer schneidig, glänzend ausgerichtet, wie ein zierliches Filigranschmuckstück anzusehen — dann die unzähligen Infanterie-Bataillone mit den Fahnen. Das Publikum klatscht begeistert, ruft und winkt. Einige Truppenführer lachen den Massen zu, andere reiten ernst voran, den Blick gradaus gerichtet. Unser Kriegsminister, in Zivil zu Pferd, grüßt die Fahnen, indem er mit schneidigem Ruck den Hut zieht. Dem Belpberg entlang segeln graue Wolkenfetzen, von Bern her drängt blauer Himmel dem Oberland zu. Und drunten im Feld ziehen immer neue Kompagnien vorbei zu den Klängen der abwechselnd spielenden Militärmusiken. In der Ferne verschwinden die Truppen langsam auf den Anmarschstraßen.

Wieder rieselt ein Regenschauer auf die 2000 Autos, auf die unzähligen Regenschirme herab. Zwei tadellos ausgerichtete Geschwader überfliegen den Platz, verfolgt von einer in rasendem Tempo vorwärtsschnellenden Jagdstaffel

neuer Devoitineflugzeuge. Eine Signalrakete steigt zischend und fällt in drei roten Kugeln auf das nasse Feld — und schon kommen die Dragoner im schweren Trab daher, die Maschinengewehre und zuletzt die Feldartillerie. Dort, der Vorreiter am ersten Geschütz, der lange, stramme Fahrer, das ist sicher ein Junger vom Tschirren oder Tröhler, mit denen ich einmal in Asuel um die Wette geschirrt und gesattelt habe. Dir, Deichselreiter am Chuchiwagen, besondern Gruß! Drückt dir die schwere Deichsel auch so unheimlich auf den rechten Knöchel?

Die Musik bricht ab — Schluß des Defilés! Auf dem glitschigen Gras rutscht man fast ein bißchen zu schnell die steile Halde hinunter in die Ebene. Autos rattern und rütteln sich aus der schweren Erde heraus, und in endlosem Zug kehren die Fußgänger nach Münsingen zurück. Dort stehen in den Wirtschaften die Leute sich auf den Füßen herum, in strömendem Regen jassen vier Unentwegte an einem tropfnassen Gartentisch, auf einem Güllenwagen haben zwei Motorradfahrer ihr z'Vieri ausgebreitet — guete! Beim altbekannten „Löwen" kann man die fremden Offiziere und die Spitzen unserer Armee in der Nähe betrachten — durch das Dorf rollen die schweren Motorkanonenbatterien, die Geschützrohre steil in den Himmel gerichtet.

Auf dem Bahnhof herrscht fürchterliches Gedränge. Rücksichtslose und nette Menschen — Spaßvögel und Misanthropen, Schulter an Schulter — die Extrazüge werden im Sturm genommen — Frauen schimpfen, Kinder schreien, Männer beschwichtigen — Berner steigen in den Thunerzug, Thuner in den Bernerzug — die Masse wogt hin und her, vorwärts — rückwärts, die Elemente sind entfesselt — wahrlich ein herrliches Gestürm!

Auf dem untersten Trittbrett, immerhin eines Erstklaßwagens, bin ich nach Hause gefahren. In toller Fahrt geht's in den regendüstern Nachmittag hinein. Krampfhaft halte ich die Messingstange umklammert — rüttelnd rattert der Wagen über die Weichen, bis endlich in Ostermundigen ein Lerbergymeler mich am winddurchsausten Platz ablöst.

Ja, ja, der gute, treue Flotschi war auch am Defilé.

Die Tragödie der verwahrlosten Kinder Rußlands.

Wir können uns im westlichen Europa nur schwer eine Vorstellung machen von den sozialen Zuständen in Sowietrußland. Die Wahrheit liegt sicher zwischen den schwarzen und den weißgefärbten Darstellungen mitten drin. Daß sie aber schlimmer sind, schlimmer als unser am Herde Jahrhunderte alter Humanität warm gewordenes Gefühl sie zu vertragen mag, das beweist uns das kürzlich im Verlag Orell Füßli, Zürich, erschienene Buch von Vladimir Sensinow, dessen Titel unsere Ueberschrift wiedergibt.

Der Krieg mit der darauffolgenden bolschewistischen Revolution und der gleich anschließende Bürgerkrieg hatte eine Verwahrlosung der Jugend von erschreckendem Ausmaße zur Folge. Nach Millionen zählten schon im Kriegsjahre 1916 die Flüchtlinge, die sich in den Großstädten und Flüchtlingslagern angesammelt hatten, darunter zu Tausenden die verwaisten und ganz auf sich abgestellten Kinder. Diese Jugend, für die niemand sorgte, organisierte sich unter dem Zwang des Erhaltungstriebes instinktiv und begann ein Wandern den südlichen und fruchtbaren russischen Ländern zu. Wellen von Kindern strömten nach der Krim, nach dem Kaukasus, nach Taschkent. Wenn die Hungernden hier nicht mehr Nahrung fanden in den Obst- und Gemüsegärten, so wanderten sie wieder zurück in die zentralen Gouvernements oder in die Ukraine. Schon in den Jahren 1914 und 1915 ergriff man staatliche Maßnahmen gegen diese Erscheinung. Man griff die verwahrlosten, herumziehenden Kinder — Besprisornys genannt — in den Städten auf, registrierte und photographierte sie und übergab sie der privaten Wohlfahrtspflege, wo eine solche wirksam war. Aber nur ein kleiner Teil des Heeres dieser unglücklichen Kinder wurde dabei erfaßt. Im Jahre des Bürgerkrieges, 1918, schwollen die Flüchtlingsscharen und damit das Besprisornytum wieder zu einer Flut an, die abermals die Gouvernements überschwemmten. Ungezählte Menschenleben gingen dabei zugrunde. Hiezu kamen die verschiedenen Seuchen und schließlich die entsetzliche Hungersnot der Jahre 1921/22. Damals lösten sich alle Familienbande auf, und seither ist die Kinderverwahrlosung in Rußland eine dauernde Erscheinung des russischen Lebens, gegen sie das Regime beinahe erfolglos ankämpft. Es scheint, daß die Kinderverwahrlosung geradezu eine mit dem Bolschewismus innerlich verbundene Erscheinung ist.

Sensinows Buch wird ganz objektiv den zahllosen Versuchen gerecht, die von führenden Männern und Frauen Sowietrußlands unternommen worden sind, dem Besprisornitum Herr zu werden. Unter Führung warmherziger und energisch-praktischer Männer und Frauen bemühten sich private und behördliche Hilfsorganisationen um die Kinderrettung. Tausende von Besprisornys wurden in Kinderheimen untergebracht. In den Hungerjahren kam internationale Hilfe. Aber alle diese Anstrengungen erwiesen sich dem millionenfachen Elend gegenüber als zu schwach. In den Jahren 1921—23 waren von 6—9 Millionen hungernden Kindern ca. eine halbe Million vorübergehend in Kinderheimen versorgt. Was die wirkliche und einigermaßen genaue Feststellung des Umfanges der Kinderverwahrlosung anbetrifft, so versagt die Sowietstatistik vollständig. Wenn diese die Besprisornys in den Hungerjahren nach Millionen zählt, so gibt sie nach 1924 nur mehr Hunderttausende zu. Vermutlich sind diese Zahlen stark für die Bedürfnisse des Regimes zugestutzt und dürfte die Kinderverwahrlosung heute noch in Rußland erschreckend groß sein.

Was für eine Fülle des Elendes sich hinter dem Begriff Besprisorny und den oben angeführten Zahlen verbirgt, das dürfte aus nachstehender, dem Buche Sensinows entnommenen Schilderung hervorgehen.

„Mit den ersten Strahlen der Frühlingssonne, mit den ersten Bächen des tauenden Schnees, sobald es im fernen Süden zu blühen beginnt, überziehen die Besprisornys wie Vogelschwärme die Bahnstrecken. Sie besetzen die Puffer, die Kästen unter den Waggons, die Plattformen, alle wollen sie nach dem warmen, satten Süden, wo man in jedem Garten Früchte die Menge stehlen kann, ohne die Arme des Milizmannes fürchten zu müssen ... Und im Herbst mit den ersten Regenschauern kehren dieselben Zugvögel, oder wie sie sich selbst nennen: Banden, zurück in die Städte des Nordens und suchen verzweifelt nach einem geschützten Nest, sei es eine unverschlossene Torfahrt, ein Asphaltkessel oder ein Müllkasten ...

Die Plage der Besprisornys könnte mit viel größerem Erfolg bekämpft werden, wenn sie ein „seßhaftes" Leben führten. Aber unaufhörlich geht ihr Zug vom Norden nach dem Süden, von Süden nach Norden. Es ist schwer, sie zu fassen. Sie entgleiten zwischen den Fingern. Haben sie einmal die Luft des Vagabundentums geatmet, sind sie ihrer nicht mehr zu entwöhnen. Viele von ihnen setzen sich in den Bahnhöfen und Häfen fest. Sie bilden dort in allen möglichen Schlupfwinkeln regelrechte Herdgemeinschaften mit eigener Disziplin, eigenen Gesetzen, in denen sie zuweilen vier bis fünf Jahre zusammenbleiben. Sie leben von der Hand in den Mund. Und an Tagen, wo die Beute gar zu mager ist, werden sie etwa davor zurückscheuen, einem Reisenden das Gepäck zu entwenden, einer Dame die Tasche zu entreißen oder zuguterletzt auch einen Waggon zu erbrechen?!

In einer transkaukasischen Stadt wurde eine Gruppe von 480 Besprisornys angehalten. Auf Befragen gaben alle unterschiedslos ihr Alter mit vierzehn Jahren an. Der Grund hierfür war, daß viele etwas auf dem Kerbholz